

Andacht und großer Effekt

Janowski hatte mit der Akustik zu kämpfen

Von Hans Elmar Bach

Die Wogen der Revolutionsfeiern, die in Frankreich hochgehen, plätschern bis ans Kölner Rheinufer. Die französisch-deutsche Aufführung von Hector Berlioz' „Requiem“ im Dom, zusammengeschießt durch Marek Janowski, den in beiden Ländern etablierten Dirigenten, zog Tausende von Menschen an. (Wer keine Eintrittskarte für den Dom erhalten hatte, konnte der Übertragung des Konzerts auf der Domplatte lauschen, die von der Kölner Concert-Gesellschaft gesponsert worden war.) Sie wollten dabei sein, wenn das Grauen des jüngsten Gerichts aus der Partitur über sie hereinbrechen sollte.

Solchen Effekt zu erzielen, scheute Berlioz vor keiner Monstrosität zurück: Hunderte von Choristen, Instrumentalisten, organisiert in einem Haupt- und vier Nebenorchestern aus Blechbläsern, mußten her, damit nach Berlioz' Willen die Leute nicht nur „hören, sondern erzittern“. Ob das heute noch durch solche Mittel gelingt, da der Dezibel-Fetischismus jeden Kleinwagen zur rollenden Klangbombe, jeden Kopfhörer zum Desensibilisierungsinstrument gegen die akustische Schmerzgrenze macht, sei dahingestellt.

In Herz und Mark

Als Berlioz 1837 zu seiner Überraschung den Auftrag erhielt, zum Andenken an die Revolutionsoffer von 1830 eine Totenmesse zu schreiben – und nicht der Konkurrent Cherubini, der schon mit seinem Requiem den guillotinierten Ludwig XVI. geehrt hatte –, konnte er davon ausgehen, daß sein Konzept in Herz und Mark der Hörer traf. Die Reaktionen nach der Uraufführung im Invalidendom – die dann, anders als geplant, zu Ehren eines in Algerien gefallenen Generals während eines Gedenkgottesdienstes stattfand –, bestätigten den Komponisten.

Doch wäre es falsch, die „Grande Messe des Morts“ nur unter dem Blickwinkel spektakulärer Extreme zu sehen, die auf ihre Weise auch nationales Pathos repräsentieren. Es gibt weite Passagen von klanglicher Zurückhaltung, Askese, Andacht, die zum Teil sogar die musikalisch stärkeren sind.

Bei allem, was bei der Aufführung im Dom durch den Chor von Radio France (Leitung Michel Tranchant), den Städtischen Musikverein Düsseldorf (Leitung Hertmut Schmidt), das Orchestre Philharmonique de Radio France und das Gürzenichorchester an imponierender Zusammenarbeit zu registrieren war: Letztlich ist doch auch vieles zu beklagen, was der Einflußnahme durch die Ausfüh-

renden entzogen und höherer, sprich akustischer Gewalt zuzuschreiben war – und zugleich Unternehmen solcher Dimension in diesem Raum in Frage stellt.

Daß man überhaupt den Dom für ein derartiges, wenn auch religiöses Spektakulum zur Verfügung stellte, wird gewiß minder einflußreiche Konzertveranstalter angesichts der restriktiven Haltung des Klerus in Sachen „Konzert in der Kirche“ wundern. Nun, einmal hier plazierte, fiel Janowski und seinen Hundertschaften die schlicht unlösbare Aufgabe zu, den Kampf gegen die Naturgesetze der Schallausbreitung aufzunehmen.

Klangdschungel

Mochte der Nachhall auch die homophonen Kolossaleffekte noch ein wenig unterstreichen, so geriet doch jede polyphone Struktur unabhängig von ihrer Dynamik (z. B. im „Rex tremendae“), jede tempobeschleunigte Stelle („Confutatis“), jedes Passagenwerk (Takt 67 ff. im „Offertoire“) zum Klangdschungel. Ihn zu durchdringen, gelang selbst Zuhörern auf akustisch günstigen Plätzen gegenüber der im Süden des Querschiffs aufgestellten zentralen Klangquelle nur mit Hilfe der Partitur.

Auch die Frage, ob Chor und Orchester immer synchron verliefen oder ob die zu vernehmenden Minimalverschiebungen wegen der großen Distanz zwischen beiden nur physikalische Ursachen hatten (etwa im höchst empfindlichen „Quid sum miser“), läßt sich kaum mit Sicherheit beantworten.

Zieht man diese unvermeidlichen, wenn auch ärgerlichen Mängel ab, so wird den Hörern dennoch von dieser Aufführung Janowskis ruhige, souveräne Beherrschung in Erinnerung bleiben, sein Versuch, mit maßvollen Tempi den Naturgesetzen gegenüber flexibel zu reagieren und ihre negative Wirkung begrenzt zu halten: die zweite große Wiedergabe des Werks – nach Bertini 1983 im Altenberger Dom mit den Kräften des WDR. Und das, obwohl Janowski sicherlich ein, zwei Eigenschaften fehlen, die Berlioz von Dirigenten seiner Werke fordert: „äußerste Genauigkeit, verbunden mit unwiderstehlicher Verve, ein wildes und doch maßvolles Feuer, träumerische Empfindsamkeit, eine sozusagen krankhafte Schwermut, ohne welche die Hauptzüge meiner Gestaltung entstellt oder gänzlich verwischt werden“.

Der Applaus galt allen Mitwirkenden, darunter auch dem Tenor David Rendall, der dem „Sanctus“ opernhafte Schmelze gab.